

Im Nebel [Fortsetzung]

Autor(en): **Tinseau, Léon von**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **6 (1902)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-573686>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Landschaft, Federzeichnung von Eduard Stiefel.

Im Nebel.

Roman von Léon von Tinséau.

(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

„Sehen sich die zwei Cousinen oft?“ frug Frau Vernier.

„Sie haben sich noch nie gesehen. Die Tante Fräulein Carons gehörte nicht zu jenen, die durch ein tadelloses Leben die Thorheiten ihrer Jugend vergessen machen. Die schöne Slawin ließ ihrer ersten Flucht zwei Jahr später eine zweite verbesserte Auflage folgen; aber diesmal spielte der arme Leslie — so hieß der Gatte — eine passive Rolle: er war nicht derjenige, der entführte. Zum Trost ließ sie ihm ihre Tochter, die einige Monate alt war. Kinder sind ein großes Hemmnis beim Reisen, und Frau Leslie reiste mit einem jungen englischen Lord nach Europa. Dem armen Gatten blieb nichts übrig, als sich scheiden zu lassen. Da Sie Amerika studiert haben, werden Sie wissen, daß dort weitaus geringere Gründe für eine Scheidung genügen. Während die Kleine buchstabieren lernte, reiste ihre Mutter in Rußland; aber nicht mehr mit dem englischen Lord, sie gab sich für dessen Witwe aus. Es gibt Leute, die behaupten, daß sie infolge Außerachtlassung eines wichtigen Umstandes nicht die Witwe des Verstorbenen sein konnte. Wie dem auch sei, sie heiratete nach Ablauf des Trauerjahrs einen Fürsten an den Ufern des Dnjepr.“

„Wenn wir bei Nummer Zehn angelangt sein werden, machen wir ein Kreuz.“

„O, mein Gott! das Kreuz ist schon gemacht. Es steht auf dem Grab dieser unermüdeten freundschaftlichen Frau, die in ihren Steppen ganz plötzlich starb. Böse Zungen erzählen, ihre Krankheit sei von jenen gewesen, die beim Waffenschmied verkauft werden. Obwohl die Ufer des Dnjepr weniger bevölkert sind als die der Loire, sah die Fürstin doch einige Nachbarn bei sich. Der zur Eifersucht neigende Fürst war furchtbar, wenn er getrunken hatte... Glücklicherweise sind die Zei-

tungen in Rußland weniger neugierig als bei uns, besonders wenn es sich um einen Fürsten handelt. Uebrigens weiß man nichts Positives, außer, daß die Irrfahrten der armen Sünderin für immer ein Ende haben.“

„Und daß die gute Frau, die uns soeben besuchte, sagen kann: ‚Meine Tochter, die Fürstin,‘“ bemerkte Frau Vernier.

„Ja, aber sie bedient sich dieses Rechtes nicht. Sie hat ihre jüngere Tochter verflucht und alle, die mit ihr zusammenhängen: Leslie, den englischen Lord, den Bojaren, ja sogar ihre älteste Enkelin. Sie erzählte mir diese Geschichte eines Tages, natürlich mit der Behutsamkeit, die durch die Gegenwart Alexandrinens notwendig wurde. Dann mußte ich schwören, nie mit ihr davon zu sprechen. Unter uns: sie hatte unrecht, so unerbittlich zu sein, wenigstens zur Zeit der Ruhe, die auf die Heirat folgte und dem Verrat der Frau Leslie voranging. Erstens muß sie sich wohl etwas vorzuwerfen haben bezüglich der Erziehung und Ueberwachung der Schuldigen. Zweitens kann ihr ihre Strenge, in materieller Beziehung, hoch zu stehen kommen; denn Leslie, der zur Zeit, als er Warschau unsicher machte, nicht reich war, hat später ein großes Vermögen erworben.“

„Pfui! Das sind unwürdige Erwägungen!“

„Für Sie vielleicht, weil Sie das Geld geringschätzen. Aber ist es nicht hart für ein junges schönes Mädchen, das doch geschaffen ist zu glänzen, sich arm und ohne Zukunft zu sehen, während eine nahe Verwandte, fast eine Schwester, mit Millionen spielt und in Luxus lebt? Abgesehen von Ihrer Philosophie, die nicht jedermanns Sache ist, müssen Sie wohl zugeben, daß dies genügen kann, um ein junges Herz zu ver-

bittern. Sie haben Ihren Anteil am Glück gehabt; freilich hatte es nichts mit Reichtum zu schaffen, aber es war schließlich Glück. Fräulein Caron weiß nicht, was glücklich sein heißt; sie hat keine Hoffnung, es je zu werden, und das ist hart in ihrem Alter. Man muß ihr ihren Pessimismus zugut halten."

"Wissen Sie bestimmt, mein guter Freund, daß ich diejenige bin, die sie anklagt? Sie sind es, der ihr seit einer halben Stunde vorwirft, daß sie keine Vollkommenheit sei; aber Sie haben eine entsetzliche Angst, mich Ihnen beistimmen zu sehen. Warum? Ich würde es sagen, wenn ich nicht eine so diskrete Freundin wäre."

"Die indiscreten Freundinnen haben zu gewissen Zeiten auch ihr Gutes," erklärte Felix, "besonders wenn es solche Freundinnen sind wie Sie."

"Schön," sagte Frau Bernier. "Ich fasse diese Worte als Erlaubnis auf, aufrichtig zu sein. Fürchten Sie nichts: ich behaupte nicht, daß Sie in Alexandrine Caron verliebt seien. Aber das Unbehagen, das Sie erfüllt, ist nicht ganz ohne. Ich habe Sie schon verliebt gesehen. Sie waren brillant, lebhaft, geistreich, Sie machten reizende Verse. Diesmal sind Sie düster und gefallen sich in philosophischen Tiraden. Woher kommt dieser Unterschied? Mein Gott, ich bin kein großer Arzt; aber ich gebe Ihnen meine Konsultation für das, was sie wert ist. In den frühern Fällen war die Liebe eine jener Kinderkrankheiten, die gleich 'herauskommen', die Wangen rosigter, die Augen glänzender machen, den Puls erhöhen, aber im Grund genommen der Gesundheit des jungen Kranken nicht schaden. Diesmal, mein lieber Hecypian, will der Ausschlag nicht 'heraus', wie die guten Schwestern sagen. Das sind die gefährlichern Uebel; man leidet wie ein Märtyrer bis zu dem Tag, wo es endlich 'herauskommt', und oft trägt man die Spuren sein Leben lang."

"Das heißt, man heiratet," schloß Felix lachend. "Das ist also Ihre Definition der Ehe, ein bössartiger Blatternausschlag, der Spuren hinterläßt?"

"Sie kennen mein Leben zu gut," protestierte Frau Bernier, "um zu glauben, daß ich über diese Sache scherze. Wenn Sie das reife Alter erreicht haben werden, werden Sie sehen, welch süßes Gefühl uns bei der Erinnerung, geliebt zu haben, beschleicht. Das, und das wenige Gute, das uns vergönnt war zu thun, ist das Einzige, was uns bleibt."

"Ihre Erinnerungen umgeben Sie wie eine Mauer," sagte der junge Mann. "Sie sehen die Welt nicht. Sie bemerken nicht, daß die Liebe sich aus ihr entfernt, ja sogar schon verschwunden ist! . . . Das nötigt Ihnen ein Lächeln ab?"

"Verzeihen Sie, lieber Felix; ich lächle in der That. Wie? Sie glauben, daß die Liebe verschwinden könne?

Sie wird bestehen, wie die Sonne, solange die Welt steht. Die Sonne bleibt auch manchmal durch lange Wochen im Nebel verborgen. Aber sie kehrt wieder, wie so viele herrliche Dinge: die Heiterkeit, die Begeisterung, der Glaube an das Große und Schöne, die uns der vorübergehende Nebel entzieht, wiederkehren werden. Gleich wie die Asche der Toten die Ernte, die den Lebenden nährt, neu entstehen läßt, so wird der Staub der Herzen, die edel geliebt haben, die Liebe zu neuem Leben erwecken."

"Von uns beiden," sagte Hecypian, "sind entschieden Sie der Teil, der mehr Anspruch darauf hat, jung und Dichter genannt zu werden. Wenn Sie reden, verstehe ich, weshalb unsere Generation die Liebe verachtet, sie besitzt keine Frauen mehr wie Sie!"

"Seien Sie ruhig, es ist der Nebel, der vorüberzieht. Können wir übrigens verlangen, daß eine Generation alle Vorteile in sich vereinige? Nein, gewiß nicht. Man muß wählen zwischen dem Ruhm der Waffen und der Wohlfahrt des Friedens, zwischen der Alltäglichkeit und dem Genie, zwischen materiellem Genuß und der Tugend, zwischen sanfter Träumerei und lebhaftester Thätigkeit. Der Mensch von heute hat mit dreißig Jahren mehr Dinge vollbracht, mehr Eindrücke empfangen, mehr gelebt, als ein Greis des vergangenen Jahrhunderts am Ende seiner Laufbahn. Die Funktionen des menschlichen Körpers können mit Hilfe der Wissenschaft befördert werden, jene des Gemütes ertragen keine derartige Beschleunigung. Sie vermindern sich oder verschwinden ganz, wenn das Leben es versucht, sie zu hastigerer Thätigkeit zu zwingen. Aber nun habe ich mich in Tiraden verrannt und wollte doch nur eines sagen: zum Lieben gehört Zeit und Muße."

"O, ich muß Ihnen widersprechen, verehrte Freundin. Sie wollen glauben machen, die Liebe sei der Beruf der Faulenzer. Himmlische Güte! Seien Sie überzeugt, daß wir durchaus nicht träg sein dürfen, so wir eine unserer Zeitgenossinnen, wenn auch nur mit der kleinsten Liebe, die ihre physische Konstitution erträgt, lieben wollen. Ihr überallhin folgen, wo sie hinget, und hingehen, wohin sie uns schickt, ist schon an und für sich nicht eines Müßiggängers Sache!"

"Diese Klage beweist, daß Alexandrine sie mit Frondiensten in der Art des eben geleisteten überhäuft. Aber Sie haben mich nicht ganz verstanden. Ich wollte sagen, daß eine tiefe, ernste Liebe es erheischt, daß man ab und zu sich sammle." — Tiefes Schweigen folgte diesen Worten. Im Ofen glomm ein Feuerbrand, dessen Flämmchen bald zu erlöschen schien, bald wieder emporflackerte, wie die Hoffnung der Menschen. Das dumpf verhallende Getöse der Straße war dem Träumen günstiger als absolute Geräuschlosigkeit. Und plötzlich hörte man

in dem kleinen, durch eine Studierlampe schwach erhellten Raum das Geläute von Kirchenglocken. Es ging von einem Rahmen aus, der eine Landschaft umschloß, die durch ihre altwäterische Zusammenstellung Felix schon oft ein Lächeln abgenötigt hatte. Eine ländliche Kapelle am Rand eines Gießbaches in einer mit Sennhütten und Fichten bedeckten Schlucht. Am Kirchturm war ein Zifferblatt von Email in der Größe einer Taschenuhr angebracht, auf dem sich wirkliche Zeiger bewegten; denn die Landschaft diente nur als Vorwand für eine Pendeluhr, welche die Stunden schlug und dreimal des Tages das „Angelus“ läutete. Als die letzten Klänge verhallt waren, öffnete Frau Bernier ihre Augen, die sie geschlossen hatte, wohl um besser zu hören; es war indessen augenscheinlich, daß sie auf etwas anderes gehört hatte als auf die Pendeluhr.

Herepian lächelte diesmal nicht. Er wiederholte mit ernster Stimme:

„Eine tiefe, ernste Liebe erfordert, daß man sich sammle . . . Arme Freundin, wie haben Sie ihn geliebt, der nicht mehr ist!“

„Sie spotten nicht mehr über meine Landschaft?“ sagte sie, ohne zu antworten. „Dieser Fortschritt rührt mich wirklich.“

Sie schloß abermals die Augen; dann, nach einem kurzen Schweigen:

„Auch ich habe darüber gespottet — das erste Mal. Ich trat im Brautschleier in sein Haus. Es war uns nicht schwer geworden, uns von den Hochzeitsgästen loszumachen; denn wir waren allein auf der Welt und nicht reich. Aber trotz Allem beschien die Sonne — eine Sonne, wie sie so herrlich nie wieder aufgeht — an jenem Tag keine glücklichere Frau als mich, obwohl ich Angst hatte, große Angst. Indessen wollte ich die Mutigen spielen und fing an über die Kirche mit ihrem Zifferblatt von Email zu spotten. „Wenn du willst,“ sagte er, „wird sie verschwinden. Aber sie erinnert mich an meine Heimat, an meine Eltern, die nicht mehr sind, die mir das Teuerste im Leben waren — ehe ich dich kannte. Diese lächerliche Glocke mahnt mich an jene lieben Abende, an die von Wasserfällen ganz durchnäßten Wege, an den nach Harz riechenden Rauch, an den Dorffrieden, den ich für immer verloren habe und den ein andres Glück mir nun ersetzen wird! . . .“ Es ist unnötig hinzuzufügen, daß wir den Rahmen behielten. Später, als wir eleganter wurden, war ich diejenige, die ihn nicht hergeben wollte. Und noch später! . . . Wie oft weinte ich, wenn hinter der elenden Malerei das „Angelus“ erklang! Und wie oft hat mir dann das Gebet meinen Mut wiedergegeben, mir Kraft gegeben zu arbeiten, um weiter zu leben . . . und zu leben, um mich zu erinnern.“

„Wissen Sie was?“ sagte Herepian. „Sie sind die liebenswerteste Frau, die ich je gekannt habe. Und er war gewiß der glücklichste Mann auf Erden.“

„Ich hoffe es,“ sagte Frau Bernier, sich zum Ofen hinabbeugend, um ihre Feuerbrände zu sammeln. „Er hat es mir in einer Stunde gesagt, in der niemand lügt: es war das letzte Wort, das von seinen Lippen kam.“

III.

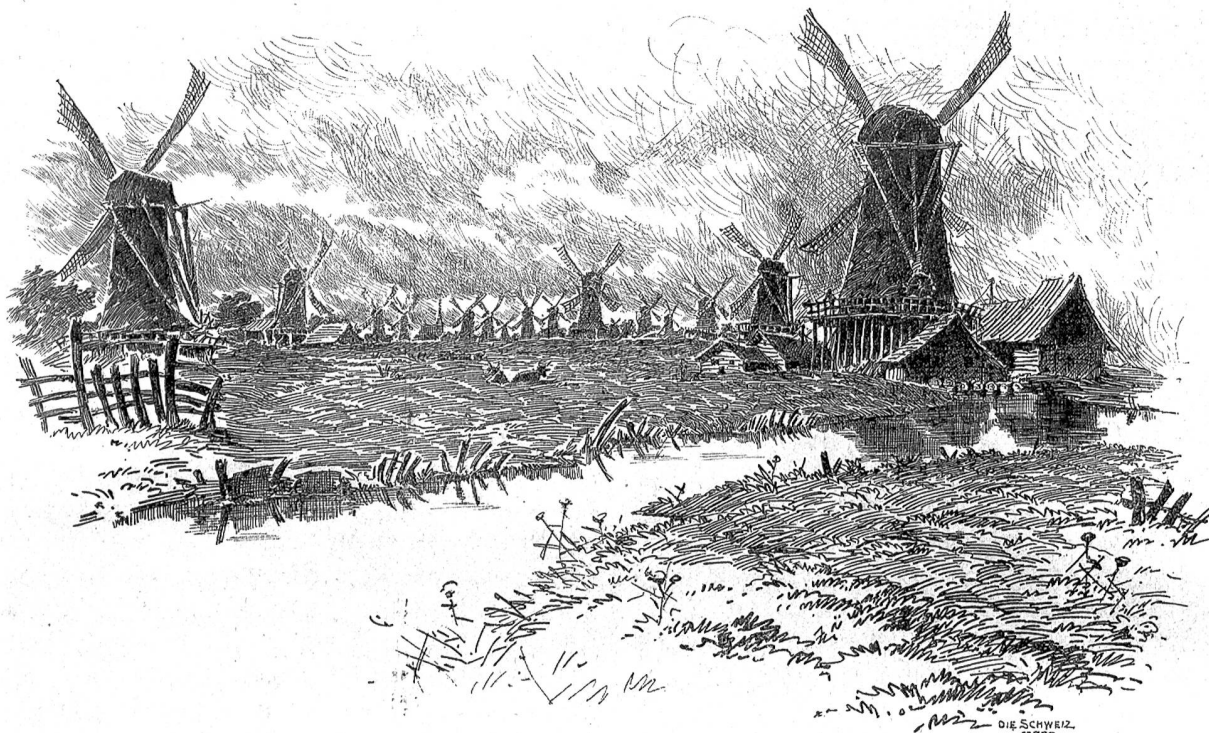
„Guten Tag, Novac! Liebe Frau Lyzdeyko, Ihr Diener,“ sagte ‚Manfred‘ der schöne Chronist, als er zur Stunde der Intimen bei den Damen eintrat.

Er hatte den Hut auf, bemerkte jedoch seine Zerstreutheit und nahm schnell die seidene, sehr niedere Kopfbedeckung ab, die er fast immer trug, was ihm den Beginn einer vorzeitigen Gläse zuzog. Er machte sich übrigens nichts daraus; denn er fand, daß eine hohe Stirn gut zu einem schönen, blanken Bart passe, besonders wenn die Lippen rot und die Zähne blendend weiß sind. Mit einer automatenhaften, willen- und ausdruckslosen Bewegung reichte er Enkelin und Großmutter die Hand. Dann setzte er sich und streifte die Aufschläge seines Pelzrockes zurück, von dem er sich fast ebenso ungern trennte wie von seinem Hut. Da zeigte es sich denn, daß dieser Pelzrock nichts als ein gewöhnlicher Ueberzieher war mit einem Kragen und Stulpen von Pelzwerk, die bei den ersten Strahlen der Märzsonne beseitigt wurden. Seid aber überzeugt, daß ‚Manfred‘ in nicht zu ferner Zeit einen echten, wirklichen Pelzrock haben wird.

An der Schule der Brüder unter dem Namen Joseph Rouette bekannt, begann er seine Karriere in der mit unzähligen Knöpfen bedeckten Livree eines Grooms im Vorzimmer eines Redaktionsbureaus. In dieser den Geist erhitzen Umgebung brauchte Joseph, der das Dummsein vergessen hatte, nur eine passende Gelegenheit, um die Zahl seiner Knöpfe zu vermindern und die seiner Bezüge zu erhöhen.

Die Gelegenheit ließ nicht lang auf sich warten. Als er eines Tages in sein Quartier, das er außerhalb der Stadt mit mehreren andern teilte, heimkehrte, fand er das Haus in Aufruhr. Die Hauptinwohnerin, eine Frau, über die verschiedene Gerüchte im Umlauf waren, lag röchelnd mit durchschnittener Kehle inmitten ihrer vom Mörder durchwühlten Schublade auf ihrem Teppich.

Die schauerliche Entdeckung war soeben gemacht worden; es handelte sich darum, zum Arzt, zur Polizei zu laufen, ja sogar — wie eine Nachbarin, die für fromm galt, da sie jeden Sonntag die Messe hörte, meinte — den Pfarrer zu holen. Der Bursche übernahm



Die Schweiz.
1779
Neuwendam, Federzeichnung von Jakob Billeter, Basel.

diesen dreifachen Botengang und flog davon wie ein Vogel. Unterwegs überlegte er jedoch, daß, wenn er keine Minute verlor, er noch früh genug kam, um seinem Blatt die erste Nachricht vom Mord zukommen zu lassen. Während die alte Frau noch immer — geduldig, denn sie war tot — auf die Hilfe der Wissenschaft und Religion wartete, hatte Joseph schon mehrere Seiten mit dem Bericht ihrer Ermordung vollgeschrieben. Dies war sein Debüt, ein recht leidliches Debüt; denn durch das fortwährende Lesen von Tagesneuigkeiten hatte er sich die berufsmäßigen Ausdrücke angeeignet. Da er überdies das Opfer gekannt, ja sogar einigemal die Schwelle ihrer Wohnung überschritten hatte, konnte er gewisse Einzelheiten geben oder erfinden, welche die Redaktion über die Stillmängel hinwegsehen ließen. Natürlich riß man sich um das Blatt. Selbst die Polizei hatte kaum noch die Thatsache festgestellt, die Untersuchung eingeleitet. Joseph Rouette, dem dieser Glücksfall zu Kopf stieg, gab denselben Abend seine Demission als Groom und wurde Reporter. Dies war schon lange sein Traum gewesen; mehr als einmal indessen, wenn ihm die stagnierenden Neuigkeiten einen Fastentag auferlegten, gedachte er mit Wehmut der Weste mit den Metallknöpfen und des damit verbundenen sichern Lohnes.

Zehn Jahre später, zur Zeit, da Fräulein Caron seine Bekanntschaft machte, war er beim „Korsar“, einem billigen Blatt, das mit Redaktoren sparte. Er besorgte — mit verschiedenen Unterschriften — den literarischen Teil, die Theaterkritiken, die musikalischen

Berichte und die „Nachrichten aus der Gesellschaft“. Von alldem verstand er sich noch am besten auf die Musik, da er an der Schule der Brüder mit zur Bande gehört hatte. Aber er besaß ein seltenes Geschick, sich mit fremden Federn zu schmücken. Durch diese seit einem Jahrhundert fortwährend geübte Operation ist in unserer guten Stadt Paris der Geist so allgemein und vollständige Unwissenheit so selten geworden.

Außer seinen regelmäßigen Befugnissen war Joseph der Aushilfsmann des Journals. Wenn er eine Stunde vor dem Diner ins Bureau kam, geschah es mitunter, daß infolge einer unvorhergesehenen Nachricht, die der Telegraph soeben übermittelt hatte, eine Kraftprobe von ihm verlangt wurde. Ohne zu erschrecken, eilte Joseph an seinen Schreibtisch und improvisierte ein Interview, welches Informationsgenre sein Chef allen andern vortzog. In zwanzig Minuten war eine „Unterredung“ mit irgend einer großen Persönlichkeit fertiggestellt, die er geschickt dazu gebracht hatte, ihm die Geheimnisse des Mikado oder die hinterlistigen Pläne des Cabinets von Saint-James zu verraten. Es kam wohl manchmal vor, daß der Interviewte nichts verraten konnte, weil er tot war, oder daß er, wenn er am Leben war, böse wurde, Gott und die Menschen als Zeugen anrief, daß er den „Korsar“ nicht einmal dem Namen nach kenne. Aber das Publikum nahm das nicht so genau, solange das Interview zum Lob Frankreichs ausfiel und dessen Feinde beschämte.

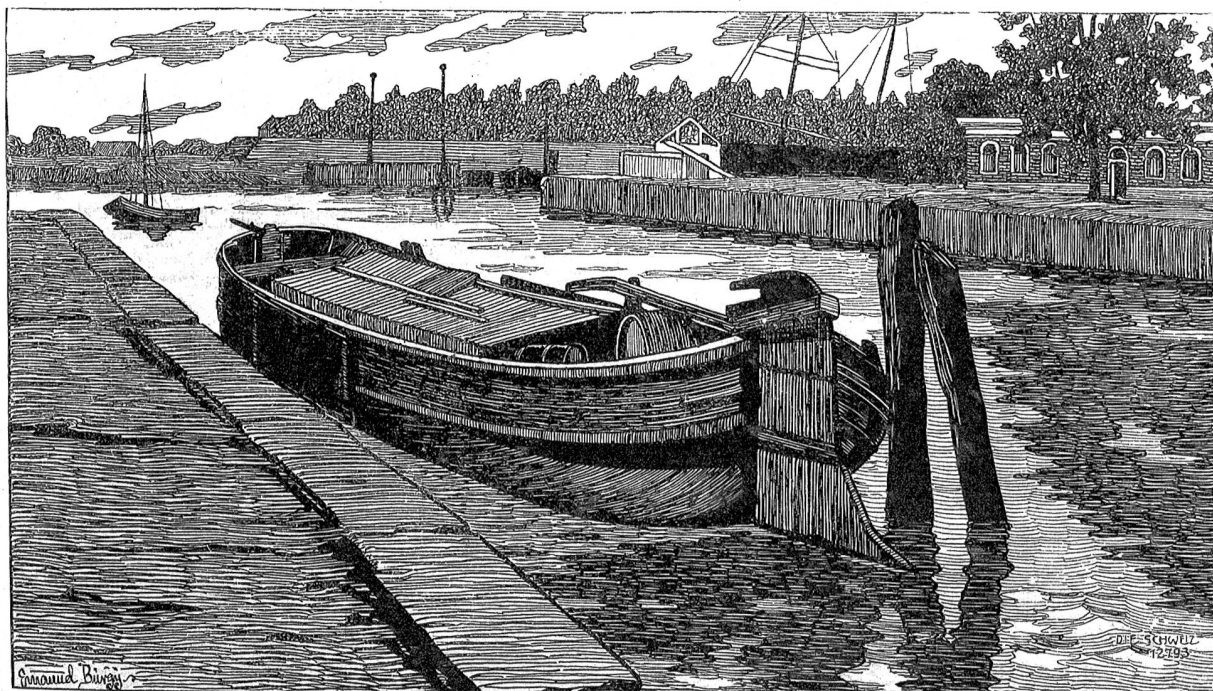
Uebrigens zog Joseph Rouette derlei gefährlichen

Sprünge seine „Chronik“ vor, die minder ermüdend und eines wahrheitsliebenden Journalisten würdiger war. Er hatte die retrospektive Chronik, wenn auch nicht erfunden, so doch fortgepflanzt. Hatte ein Schütze einen Treiber angeschossen, so griff Manfred auf alle berühmten Jagdunfälle bis auf Aktiaon zurück. Handelte es sich um eine fürstliche Mesalliance, so erinnerte er an alle legitimen oder illegitimen Abenteuer der Herrscher, ohne die Komödiantin Theodora und die Marktentenderin Katharina zu vergessen. Am Neujahrstag erzählte er, daß Strennes (Neujahrsgeschenk) von strenae stamme; am Faschingdienstag erklärte er die Etymologie von carnaval; am 2. November zählte er die Toten des Jahres auf; zur Zeit der Dürre sprach er von der in der Wüste verschmachtenden Hagar; ein starkes Steigen der Seine brachte ihn auf die Sintflut.

Der Leser stieß sich nicht nur nicht daran — er ist bei uns von einer über allen Zweifel erhabenen Geduld und Fügsamkeit — es gefiel ihm sogar diese Art Manfreds, der nicht allein selbst Geist zeigte, sondern solchen auch seinem Leser zumutete. Als „Gebrochene Flügel“ erschien, hatte irgend jemand Fräulein Caron geraten, Manfred zu besuchen, was, wenigstens in gewisser Beziehung, kein guter Rat war. Sie gehorchte und stieg mit der armen Frau Lyzdeyko die steilen Stufen zum „Korsar“ hinan, in der Hoffnung, oben „einen Artikel“ über ihr Buch zu finden. Sie fand zunächst einen schönen, durch das Leben, das er führte, etwas kynisch gewordenen Jungen, der Gratisheater, Gratiskonzerte, Gratisreisen und tausend andere angenehme Dinge genoß, alles in seiner Eigenschaft als „Chronist“.

Alexandrine schien ihm ein ganz wünschenswertes Sujet für die Chronik; er wußte es so einzurichten, daß ihn Frau Lyzdeyko nicht hören konnte und versprach Artikel, Zitate, überdies unzählige Logen, wenn man nett sein wollte. Fräulein Caron, die beim ersten Blick mißtrauisch geworden war, erhob sich und bemerkte gelassen, sie glaube nicht das Aussehen einer solchen Person zu haben, die geneigt sei, „nett“ zu sein. Manfred bewerkstelligte seinen Rückzug, indem er sich an Frau Lyzdeyko wendete. Sie hatte nichts gesehen, was beweist, daß gewisse Leute sich durch Erfahrung nicht belehren lassen. Der Journalist bot seine ganze Unterhaltungsgabe auf, erlaubte sich, ihr zwei Sperrsitze für das nächste Sonntagskonzert anzubieten, und führte sie zu ihrem Wagen, das heißt zur Haltstelle des Tramway. Kurz, er wurde eingeladen, die Damen zu besuchen, was er bezweckt hatte, da er hoffte, daß die jüngere noch nicht ihr letztes Wort gesprochen habe. Er hatte die Sache nur herzlich ungeschickt angepackt, und das mußte gutgemacht werden. Darum stieg er nun jede Woche einmal die Treppe zu Frau Lyzdeyko hinauf, manchmal auch öfter, jenachdem es ihm seine Arbeit und seine Zerstreungen gestatteten.

Aus Taktik stellte er sich, als habe er vergessen, warum Alexandrine ins Zeitungs-bureau gekommen war. Die fünf Buchstaben des Namens Morac harrten noch auf dem Grund des Seklastens der Finger des Setzers. Manfred wollte gebeten sein, zwar nicht mehr, um eine Bedingung zu stellen — hierauf hatte er vernünftigerweise verzichtet — sondern um sich ein Anrecht auf Dankbarkeit zu erwerben. Zum Unglück hatte er es



Motiv am Rhein, Federzeichnung von Emanuel Birggy.

mit einer jungen Person zu thun, die nicht dumm war, ihm in die Karten blickte und lieber gestorben wäre, ehe sie ihn auch nur um einen Beistrich gebeten hätte. Bei gewissen Gelegenheiten hatte sie sogar ein Lächeln, das seinem Spott merkwürdig ähnlich sah. Mancher andere hätte bei diesem Stand der Dinge die Sache schief genommen und den etwas zweideutigen Freundschaftsanfang in Groll verwandelt. Allein bei Manfred hatte die Gewohnheit, in seiner Eigenliebe verlezt zu werden und andern desgleichen zu thun, den Groll erlöset, gleichwie die christliche Vollkommenheit dieses Gefühl im Mönch erlöset. Er respektierte übrigens jede Art von Freiheit, besonders jene, Gleiches mit Gleichem zu vergleichen. Fräulein Caron hatte das Recht, ihm ihr Lächeln zu versagen; dafür hatte er das Recht, ihr seinen Artikel zu verweigern. Und im Grund genommen interessierte beide dieses Spiel, freilich ohne sie zu erregen; dazu waren sie beide mit zu ernstern Dingen beschäftigt. Insbesondere gab ein Nebenumstand der Partie einen pikanten Beigeschmack für Alexandrine. Manfred fing an, auf Heropian eifersüchtig zu sein, und diese Eifersucht belustigte sie, obwohl sie nicht kokett war, da sie hierzu keine Zeit hatte. Desgleichen konstatierte sie, daß Heropian auf Manfred nicht eifersüchtig war, was ihr letztern eigentlich sympathischer machte.

Wahrscheinlich verstand sie nicht recht, was den Dichter davor bewahrte, eifersüchtig zu sein. Es war nicht Mangel an Bewunderung für das junge Mädchen oder Geringschätzung des Journalisten; aber er hielt Alexandrine nicht für fähig zu lieben. Daher kam bei Felix, wenn auch nicht ein tiefes Leiden, so doch eine Ueberreizung der Nerven, die sich zeigte, sobald von der schönen Romanschriftstellerin die Rede war.

Während seiner Besuche sprach Manfred mit Fräulein Caron gewöhnlich vom „Meier“ und verfehlte hiebei nie, sie zu entmutigen, um ihr zu zeigen, wie notwendig sie ihn brauche. Alexandrine hingegen trachtete die ihr günstigen Umstände zu übertreiben. An jenem Tag also antwortete sie auf des Chronisten Frage: „Was es Neues gibt? Eine Protektorin, die mir Stimmen versprochen hat für meinen Preis. Kennen Sie Frau Bernier?“

„Ich kenne sie durch ein Werk über Amerika, über das ich zu referieren beauftragt war.“

„Schau, schau!“ sagte Alexandrine gutgelaunt. „Durch welches Mittel erreicht es dieses bevorzugte Wesen, daß die Zeitungen von ihm sprechen?“

„Sie ist die Witwe einer halben Berühmtheit. Man kann ihr nicht gut fünfzig Zeilen abschlagen. Aber, wissen Sie, ich glaube nicht, daß sie Ihnen als Protektorin viel nützen können.“

„Ich bin geneigt, das Gegenteil zu glauben. Es ist eine ganz ungewöhnliche Frau. Stellen Sie sich vor, sie frug mich um den Inhalt meines Buches. Das ist mir bisher noch nie vorgekommen. Die andern, die ich in meiner Angelegenheit besuche, scheinen immer die Minuten zu zählen. Sie beeilen sich, mir den Mond zu versprechen und mich hinauszuführen, ohne sich zu erkundigen, ob ich Kindermärchen oder Küchenrezepte geschrieben habe.“

„Hat Ihr Sujet gefallen?“

„Ich glaube, nicht sonderlich. Uebrigens schoß ich einen Bock, indem ich Feuillet, augenscheinlich eine der Gottheiten des Ortes, unsanft anfaßte. Frau Bernier steht noch auf dem Standpunkt der sympathischen Romanfiguren.“

„Beginn von Altersschwäche!“ sagte Manfred. „Die Frage ist übrigens gegenstandslos geworden; denn man liest keine Romane mehr. Die Zeitungen haben sich der Litteratur bemächtigt und ersparen dem Publikum die Mühe, zum Buchhändler zu gehen.“

„Ja, die Zeitung ist der Louvre und das Bon Marché der Litteratur geworden,“ bemerkte Morac.

Bei diesem Punkt der Unterhaltung trat Heropian ein, was das doppelte Resultat hatte, Frau Lyzdeyko aufzuwecken und Manfred zu verstimmen. Nachdem der Dichter die Damen begrüßt, nahm er, da er noch den letzten Satz gehört hatte, den Faden der Konversation auf: „Die Litteratur wird bald aufhören, ein Streitobjekt zwischen Buchhändlern und Zeitungen zu sein; denn sie wird aufhören, ein verkäuflicher Gegenstand zu sein, ja sogar zu existieren. Das Fahrrad wird ihr bald den Garaus gemacht haben.“

(Fortsetzung folgt).

Blumen und Lieder.

Gelbe Rosen, weißen Lieder
Wand mit Nelken ich zum Strauß.
Kleine bunte Frühlinglieder
Wachsen duftig mir daraus.

Hätt' ich doch den Wurm verdorben,
Der zur Ros' herausgeguckt!
Meine Blumen sind gestorben, — —
Meine Lieder — — sind gedruckt.

Rudolf Blümner.

